

dtv

Reihe Hanser

Südafrika am Ende der Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts. Eine Burenfamilie entschließt sich, eine deutsche Kriegswaise zu adoptieren. Freudig wird das blonde, blauäugige kleine Mädchen in die Familie aufgenommen. Als ein halbes Jahr später die Papiere eintreffen, die seine Identität bescheinigen, stellt sich heraus, dass es sich um ein jüdisches Kind handelt. Der Familienvater, ganz Patriarch und einflussreiches Mitglied der nationalistischen Apartheidregierung, entzieht ihr sofort seine Zuneigung. Als Studentin schließt Sara sich dem Widerstand gegen das Regime in Südafrika an. Sie drängt damit auch ihre in der Tradition verhafteten Familie zu einer Auseinandersetzung mit dem politischen System ihres Landes.

Ruth Weiss zeichnet ein Bild der Geschichte Südafrikas und unserer eigenen deutschen Geschichte, ganz ohne erhobenen Zeigefinger.

Ruth Weiss wurde in Fürth bei Nürnberg geboren und emigrierte 1936 mit ihrer Familie nach Südafrika, wo sie lange Jahre als Journalistin lebte und arbeitete. Mit einer Reihe der politischen Führer der Unabhängigkeits- und Befreiungsbewegung ist sie gut bekannt.

Ruth Weiss

Meine Schwester Sara

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

*Für B von ABC, die mir den Anstoß dazu gab,
diese Geschichte aufzuschreiben*



14. Auflage 2017
2004 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2002 Ruth Weiss
© 2002 Maro Verlag, Augsburg
Umschlaggestaltung: Doris Katharina Künster
Karte: Achim Norweg, München
Glossar und Zeittafel: Arnold Geyer
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Bembo 10,5/12,5
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62169-4

INHALT

Vor dem Frühstück

7

Frühstück

14

Vormittagstee

47

Eine kalte Tasse Tee

73

Mittagessen

96

Nachmittagsspaziergang

115

Tea for Two

149

Abendessen

205

Ende des Tages

257

Glossar

289

Zeittafel

305

VOR DEM FRÜHSTÜCK

Die Vergangenheit hat eine lange Zukunft. Zuerst übersah ich es, das kleine Bild. Ein Familienbild wie so viele. Legte es beiseite, zu den bereits aufgehäuften Bildern und anderen Papieren, die auf dem dreibeinigen Hocker lagen. Den Hocker hatte ich damals gekauft, in den 60er-Jahren, als ich Urlaub am Karibastausee in Rhodesien machte. Pardon, das Land heißt ja schon seit über zwanzig Jahren Zimbabwe. Einem alten Mann muss man verzeihen, wenn es ihm schwer fällt, sich an Neues zu gewöhnen. Es war ein dummer Kauf gewesen, typisch für einen Touristen, der etwas ersteht, nur weil er sich in einem fremden Land befindet. Mein Haus war bereits gut eingerichtet, wie es sich gehörte für einen Professor der Biochemie, damals noch längst nicht im Ruhestand, der es nicht nötig hatte, sich mit einem Objekt zu belasten, das im Kofferraum sperrig war. Ich hätte so etwas auch zu Hause kaufen können, es gibt genug Straßenhändler zwischen Pretoria und Johannesburg, wahrscheinlich wäre deren Angebot noch preiswerter gewesen. Dennoch: Ein schön geschnitzter Hocker, ebenmäßig. Der Verkäufer, ein bärtiger Mann mit kleinen Narben im Gesicht, versicherte mir, er sei wertvoll, da er nicht für den Markt gemacht war, sondern aus einem Häuptlingskraal stammte. Doch ich bin keine Sammlernatur und hätte sicher abgelehnt, wäre Sara nicht dabei gewesen.

Ein Tonga, erklärte sie, einer aus der kleinen Minderheit in diesem Land, die schlecht behandelt wurde. Und immer

noch wird. Damals, als der Fluss hier in den 50er-Jahren das *veld* überflutete, um den Stausee zu füllen, wurden die Tonga vertrieben; von ihren traditionellen Ackerländern und Weiden und den Gräbern ihrer Vorfahren. Das haben sie nie überwunden. Die Tonga sind noch immer Flüchtlinge im eigenen Land.

Sara: Sie kannte stets solche Einzelheiten. Deswegen kaufte ich das Ding. Oder vielleicht weil sie hinzufügte, er hat heute noch nichts verkauft, sieh doch, er hat noch dieselbe Ware wie heute Morgen, als wir das Hotel verließen . . . Und seine Familie muss doch auch essen.

Der Hocker war auf der Rückfahrt lästig gewesen, ich hatte ihn dann etwas ärgerlich in mein kleines Gästezimmer gestellt, ich war ohnehin aufgeregt und aufgewühlt gewesen, und so blieb er dort. Sara hätte ich ihn nicht schenken können. Sie hatte damals ja keinen Ort gehabt, wo sie ihn unterbringen konnte. Und zum Wegwerfen bin ich zu sparsam erzogen.

Da ich am Boden vor dem alten Koffer auf einem großen Kissen saß, war der Hocker gerade hoch genug, um alles darauf aufzuhäufen, was eventuell von Interesse sein könnte. Wie etwa ein altes Familienalbum. Oder Zeitungsausschnitte von 1922, dem Jahr des Bergarbeiterstreiks in den Goldminen von Transvaal, als Armee und Arbeiter sich regelrechte Schlachten geliefert hatten. Auch mehrere Akten über einen Kauf einer Farm im Westkap im Jahr 1907. Eine dicke Mappe mit Briefen und Unterlagen von Pas Onkel Gerrit Leroux, ein wenig bekannter Dichter. Eine Kochrezeptesammlung, zusammen mit Haushaltsrechnungen aus den Jahren 1910–1912, in vollendeter Schrift unterschrieben von Oma Adelaide Leroux fiel mir in die Hände. Wichtige Briefe wie die Korrespondenz des Kommandanten Eugen Leroux mit seiner Frau während

des Burenkriegs, die einer der fahrenden Händler ihr ins Kap gebracht hatte, andere Unterlagen wie Pas Dissertation über Ethnizität und Nationalität oder die gesammelten Urteile seines Richterbruders Paul waren in offiziellen Archiven zu finden. Ich hatte sozusagen nur Überbleibsel in dem Koffer. Überbleibsel und persönliche Andenken, Briefe, Fotos, Zeitungsausschnitte, die ich oder einer der anderen aus der Familie irgendwann für wichtig gehalten hatte. Die älteren Aufzeichnungen waren selbstverständlich im Kap, in Blomveld, in dem Haus mit Giebel und den blendend weißen Wänden und breiter *stoep*, der Veranda, auf der sich so viel abgespielt hatte. Wir Leroux-Kinder aus dem Transvaal hatten während unserer Besuche mit großem Eifer auf der Weinfarm mitzuhelfen versucht, leider fehlte uns die Übung und deswegen das Geschick unserer Kap-Vettern. Nur in den großen Ferien im Dezember konnten wir die lange Fahrt unternehmen, wenn auch Pa seinen Urlaub nahm. Meistens fuhren wir einige Tage nach Dingaanstag, dem 16. Dezember, den feierten wir regelmäßig am *Voortrekker*-Denkmal; dort huldigten wir den tapferen Helden, die im Lauf des Großen Trecks am Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Kap ausgezogen waren. Damals besiegte an einem solchen Tag eine kleine Anzahl Buren den Zulukönig Dingane. Es war ein Tag, der im Lauf der Zeit stets neue Namen erhielt. Nachdem »Dingaanstag« nicht mehr politisch korrekt erschien, hieß er »Gelöbnistag«, heute ist es unser Versöhnungstag. Schön waren sie, die Weihnachtstage in Blomveld, obwohl ich es insgeheim noch schöner fand, wenn wir danach ans Meer fuhren. Nach Boomslang.

Dingaanstag. Herrlich, ich liebte die alten Voortrekkertrachten der Frauen, die niedlichen Hüte der Mädchen. Man musste erst ein Band aufknüpfen, ehe man rosige

Lippen erreichte, das erhöhte die Erwartung. Das lernte ich mit dreizehn, als ich zusah, wie die Erwachsenen sich den alten Volkstänzen hingaben, Reich-mir-deine-Hand-ich-geb-dir-meine, Ich-heb-den-Fuß-dann-du-den-deinen . . . Sie sahen alle gut aus, Männer mit großen Schlapphüten und ledernen Hosen, Frauen in bunten, langen Kattunkleidern, die manche von ihren Großmüttern geerbt hatten. Ein Mädchen stand neben mir, ich kannte sie nicht. Sie lachte, als ein Mann ungeschickt seiner Partnerin mit seinen riesig großen *veldskoene* auf den weiten Rock trat. Ich grinste, irgendwie fassten wir uns sofort an den Händen und taten es den Großen nach. Schlichen bald hinter einen Granitfelsen, und ich versuchte das mit dem Band und dem Kuss. Sie schien nichts dagegen zu haben, auch wenn sie mich danach wegschubste. Wir rannten zurück zu den anderen, sangen *volksliedjie* um die Wette. Eine kurze Begegnung, denn bald versammelten wir uns zum Gottesdienst vor dem Denkmal. Durften uns nicht rühren, bis der Sonnenstrahl um zwölf Uhr durch das Dach auf den steinernen Sarg traf, Symbol der Helden und Heldinnen. Auch ich trauerte um sie, obwohl ich einmal Pa ärgerte, indem ich fragte, warum Menschen durch den Tod zu Helden wurden, wo doch jeder sterben musste. Leider verlor ich durch den gesenkten Trauerblick das Mädchen aus dem Auge. Ich muss gestehen, dass ich auch irgendwie erleichtert war. Ich fürchtete Pas Wut, der einmal erklärte, wann du erwachsen bist, bestimme ich. Die Erklärung war unnötig. Pa bestimmte alles, und Punkt.

Ach, alles war aufregend und schön am Dingaanstag, wie die saftige *boerewors*, die Pa uns vom offenen Feuer, dem *braaivleis*, auf die Teller häufte, der Geschmack gehörte zu meiner Jugend, genau wie jener erste Kuss.

Gebratene Wurst steht heute nicht mehr auf meiner Diätliste, und auch beim *Voortrekker*-Denkmal war ich seit Jahren nicht mehr gewesen.

Pas Familie, Nachfahren der Hugenotten, stammten aus dem Kap. Francois, Pas ältester Neffe und inzwischen Besitzer von Blomveld, mein Lieblingsvetter, war fast so breitschultrig wie mein Bruder Dries und dreimal so gewieft, aber im Lauf der vielen Jahre hatte sich zwischen den Muskeln viel Fett angesammelt. Er war der Begleiter meiner Jugend, der auch Sara geschätzt hatte. Blomveld. Die Farm im Kap bildete den echten Kern der Familie. Pa hatte sozusagen einen Transvaal-Zweig gegründet.

Ich trage den Namen unseres Großonkels, Johannes Petrus Leroux, der für eine kurze Zeit in einer der ersten Regierungen stellvertretender Landwirtschaftsminister gewesen war. Man nennt und nannte mich in der Familie nur Jo. ›Johannes‹ war zu lang, und für ›Petrus‹ fehlt mir die imposante Gestalt. Für einen Leroux war ich beinahe schwächlich. Nicht einmal zwei Meter groß. Dazu schmale Schultern. Auch später ohne den würdigen Bart, der Dries ziert und ihn wie den Patriarch der Familie erscheinen lässt, obwohl mir diese Position zusteht.

Da ich endlich vor meinem geplanten Umzug ins Kap aufräumen wollte, saß ich nun frühmorgens nach dem Frühstück im Gästezimmer. Das war schon lange von keinem Gast mehr benutzt worden und fast zur Rumpelkammer verkommen war, und kramte in dem riesigen, abgeschabten Lederkoffer, in dem Pa so manche Papiere aufgehoben hatte und der mit anderen seiner Sachen in meinen Besitz gekommen war.

Mein Umzug in das Haus am Meer stand schon fast vor

der Tür. Meine Familie hatte versucht, mich davon abzuhalten, versuchte es noch immer, aber ich war fest entschlossen, den letzten Abschnitt meines Lebens, der schließlich nicht sehr lang dauern würde, am Meer zu verbringen. Wollte lesen, spazieren gehen, Besuch empfangen, die Atmosphäre von *Meerkat* und dem kleinen Fischerdorf Boomslang in der Nähe von Houtbay genießen. Ich weiß, alles ist nicht mehr so wie früher, die alten Fischerboote sind durch Motorboote ersetzt, die Fischer sind nun Angestellte großer Firmen, es gibt kaum mehr selbstständige Fischer dort.

Doch das Meer, der wilde Atlantische Ozean, das ist geblieben. Es ist lange her, seit Pa *Meerkat* gekauft hat. Ich liebe das unscheinbare, zweistöckige Steinhäuschen, das sich malerisch an die Felsen in Boomslang schmiegt, aus denen es gebaut wurde und die es schützend umgeben. Pa erstand es billig, als er damals seinen ersten Verwaltungsposten erhalten hatte. Er wusste nicht, dass der ihn zu anderen, größeren Schreibtischen in Pretoria führen würde. Das Haus behielt er, und es wurde zu meinem Lieblingsferienaufenthalt. Im Kap habe ich mich stets sehr wohl gefühlt, obwohl ich im Transvaal geboren bin. Ich sage noch immer Transvaal, nicht Gauteng. Schließlich hieß diese Region so, als mein Pa, Zachariah Adriaan Leroux, im Jahr 1928 seinen ersten Posten antrat, als Grundschullehrer in Warmbad, fünf Jahre später Maria Letitia Myer heiratete und ich 1934 als ihr Erstgeborener auf die Welt kam.

Nach einer Stunde im Gästezimmer verspürte ich einen scharfen Stich in meiner linken Hüfte, merkte, dass mir die Knie schmerzten, obwohl ich die Beine ausgestreckt und den Rücken an die Wand gelehnt hatte. Man kann alten Knochen nicht mehr viel zumuten. Da mich keiner hören konnte, gönnte ich mir beim Aufrichten einen lauten

Ächzer. Zeit zum Frühstück. Hannah, meine schwarze Haushälterin, würde sich wundern, warum ich hier oben herumspukte.

FRÜHSTÜCK

Ehe ich schließlich aufstand, fiel mir jedoch das kleine Bild in die Hand. Diesmal betrachtete ich es näher, nahm es mit, als ich steif die Treppen hinunterhumpelte. Es war vor einer Kirche aufgenommen – ich erkannte sie nicht sofort, musste meinen Arm ausstrecken, um das Bild genauer sehen zu können, die Lesebrille hatte ich unten gelassen. Ich fand die Brille im Badezimmer und ließ mich erleichtert in meinem Lieblingsstuhl im Wohnzimmer nieder. Von dort hatte ich den besten Blick auf die Jakarandabäume, wenn sie in Blüte standen. Wie jeder Einwohner von Pretoria war ich auf unsere Jakarandapracht stolz, auch wenn diese angeblich von der in Harare, der Hauptstadt von Zimbabwe, übertroffen wird.

Ich musste die Augen einige Zeit schließen, hörte Hannahs Gruß. Sie fragte, ob sie das Frühstück im Wohnzimmer servieren sollte, was ich bejahte. Tee, frischer Orangensaft, zwei Stück Toast mit Hannahs selbst gemachter Marmelade. Ich führte ein angenehmes Leben. Nach einer Weile schob ich das Tablett beiseite und nahm wieder das Bildchen in die Hand.

Pa und Ma standen nicht nebeneinander, wie auf den meisten Familienbildern, sondern waren getrennt durch die Kinderschar. Ma lächelte nur leicht, doch ihre Herzlichkeit sprühte aus den großen Augen und dem breiten Mund. In der hintersten Reihe stand Frederik neben Pa, dessen Spitzbart ihn wie immer sehr würdig schmückte. Er verzog keine Miene. Die schmalen Lippen unter der ge-

schwungenen Nase, die buschigen Augenbrauen gaben ihm einen grimmigen Ausdruck, der kaum untypisch für ihn war. Ein wuchtiger, stämmiger Mann.

Frederik hatte das Kinn über der Krawatte eingezogen, er wollte erwachsen aussehen, sicher hatte er sich auf die Zehenspitzen gestellt, um so groß wie möglich neben Andries auszusehen, an dessen Seite er stand. Frederik wollte so stark wie Andries sein, wollte wie er in der Rugby-Schulmannschaft spielen, wollte so gut wie Dries boxen können. Er hatte Dries immer als Vorbild und auch als Rivalen betrachtet, obwohl er drei Jahre jünger war. Ich zählte nicht mit, als Ältester brauchte ich nichts zu beweisen, besaß eine unumstrittene Stellung. Dabei war Dries nur elf Monate jünger als ich, wir waren im gleichen Jahr geboren, ich im Januar 1934, er im Dezember. Eine Tatsache, über die Ma nie gern etwas hören wollte. Das mit Frederiks Zehen war nicht zu erkennen, denn vor den beiden standen die Zwillinge Greta und Lisa, eng aneinander gedrückt wie immer, die langen Haare säuberlich zu Zöpfen geflochten. Fremde hatten Schwierigkeiten, sie auseinander zu halten; wir wussten es instinktiv, obwohl ich nicht genau sagen kann, wieso. Greta, die einige Minuten nach ihrer Schwester geboren wurde, hatte etwas weiter auseinander liegende Augen, die Augenbrauen waren weniger ausgeprägt, das Kinn um einiges spitzer. Neben Dries stand ich, den kleinen lachenden Nico auf dem Arm. Ma stand daneben, uns zugewandt, so dass sie seitlich aufgenommen war. Fast übersah man dadurch die kleine Gestalt vor den Zwillingen; nur der Oberkörper war zu sehen, als ob sie sich nur zufällig zu uns gestellt hatte.

Meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich jetzt auf die kleine Gestalt. Sara! Über die Jahre hatte ich versucht, sie streng aus meinen Gedanken zu verbannen; es war mir nur

zum Teil gelungen. Die Konzentration auf die Arbeit hat mir geholfen, auf meine Studenten, auf die Fachbücher, die man als Wissenschaftler zu schreiben gezwungen ist. Auf dem Bild blickte Sara trotzig in die Kamera, stirnrunzelnd, so dass die dicken Augenbrauen aussahen, als ob sie zusammengewachsen waren. Die Hände, die durch die schlanken, wunderschönen Finger so anziehend wirkten, waren hinter dem kleinen Rücken versteckt.

Es war kein Farbfoto, so dass man kaum erkennen konnte, wie Saras helle Locken von unseren dunkelbraunen Haaren abstachen. Ich strich mit der Hand über mein weißes Haar, das einmal fast schwarz gewesen war und das ich seit langem schon nicht mehr kurz geschoren wie eine Kappe trug, ganz kurz über den Ohren, wie Pa es einst forderte. Dunkle Haare. Wie unsere dunkelbraunen Augen waren sie unser hugenottisches Erbe, hatte Ma immer behauptet, deren Kopf von rötlich blonden Haaren geziert war. Keinem ihrer Kinder hatte sie die vererbt.

Wo war diese Aufnahme entstanden? Nicht in Pretoria, die Kirche war schlicht wie alle Holländisch-Reformierten Kirchen, doch der Stil gehörte zum Kap, nicht zum Transvaal. Natürlich, das war im Jahr 1950 gewesen, ein Jahr vor meinem Schulabgang. Wir waren wie so oft zu Weihnachten in Blomveld gewesen. Ein Vetter, Besitzer einer großen Obstfarm in der Nähe von Paarl, hatte Pa um die Ehre gebeten, Pate seines ersten Kindes zu sein. Die Familie war mit Recht stolz auf Dr. Zachariah Leroux, der eine steile Karriere gemacht hatte und bereits 1950 einen wichtigen Posten im Ministerium bekleidete; zum Teil dank seiner Stellung in der regierenden Nationalen Partei. Pa besaß einflussreiche, ja mächtige Männer als Freunde.

Ich erinnerte mich. Wir waren alle zur Taufe in das kleine Dorf gefahren, ja, es musste bestimmt 1950 gewesen sein, im Jahr darauf hatten wir meinen erfolgreichen Abschluss in Pretoria gefeiert und waren nicht nach Blomveld, auch nicht ans Meer gefahren. Als das Bild aufgenommen wurde, war ich also fast siebzehn Jahre alt, Andries hatte seinen sechzehnten Geburtstag gerade gefeiert, Frederik war dreizehn, die Zwillinge elf, Nico vier. Und Sara war schon sechs, auch wenn sie auf dem Bild eher wie eine Vierjährige aussah. Jedenfalls was ihre Größe anbetraf. Ihr Gesicht jedoch hatte den Ausdruck eines älteren Kindes.

Das war von Anfang an so gewesen.

Zwei Jahre zuvor war ich als Ältester mit Pa und Ma frühmorgens von Blomveld nach Kapstadt gefahren. Es war etwa zehn Uhr, als wir ankamen. Ich war zum ersten Mal im Hafen, erblickte bewundernd die weite Tafelbucht, von drohenden Klippen umstanden, bestaunte den Tafelberg mit seinem Wolkentischtuch, sah die weißen Wellen der Bucht, die kleinen Schiffe, die auf und ab schaukelten. Pa erzählte, dass das verräterische Blau des Meeres schon manches Boot ins Unglück gestürzt hatte, und erklärte, deswegen begleiteten Lotsen die großen Schiffe in den Hafen.

Ich fand alles aufregend, war überwältigt vom Lärm der Menschen und Maschinen, den Riesenkränen, die ihre Haken durch die Luft schwenkten, vom Heulen der Sirenen, dem Hupen von Lastwagen.

Mehrere Schiffe waren früh eingelaufen, Pa musste sich mit uns durchkämpfen, bis wir den Steg erreichten, wo bereits Passagiere von einem englischen Frachtschiff an Land gingen. Ich sah die Flagge, den Namen »Whistler«.

Wir beobachteten das Schiff, bis eine Gruppe von Kindern den Steg herunterkam. Pa und Ma richteten sich sofort auf, traten etwas näher. Ein Steward schritt bedächtig voran, gefolgt von vierzehn Kindern unterschiedlichen Alters, ich schätzte zwischen sieben und zwölf Jahren. Zuerst die Jungen, dann kamen die Mädchen, jeder und jedes mit einem Beutel um den Hals und einem Koffer in der Hand. Zuletzt kam eine junge, dickliche Frau in blauer Schwesternuniform, die ein kleines Kind an der Hand hielt, einen Koffer in der anderen trug. An Land angekommen, hielten sie an, auf Befehl der breithüftigen Frau in Uniform, die sich vor ihnen aufstellte. Die Kinder standen reglos, ohne sich umzusehen, gehorsam, schweigend, in Reih und Glied. Die Begleiterin der Kindergruppe werde auch hier bleiben, flüsterte Ma mir zu. Ich sah, dass auch sie aufgereggt war, ihr kräftiger Hals war rötlich angelaufen. Ich hätte am liebsten ihre Hand genommen, doch Pa hätte es nicht gern gesehen. Ich war schließlich der Älteste und fast schon ein Mann.

Ma besaß ein Herz so groß wie ihre starke Gestalt. Ich konnte daran, wie sie die Kinder anblickte, sehen, dass sie am liebsten die ganze Gruppe mitgenommen hätte, wenn das möglich gewesen wäre.

Der ›Kapdokter‹ blies an jenem Vormittag, ein scharfer Wind, der in die Knochen drang und dem keine Sommerkleidung standhielt. Die Kinder zitterten, keins sagte ein Wort. Pa zog seinen Schlapphut tiefer ins Gesicht, er trug ihn immer, wenn wir auf der Farm waren, genau wie seine kurzen Khakihosen und langen Kniestrümpfe. Der Wind wirbelte das Hütchen der Erzieherin von ihren braunen Locken in die Luft, raffte es vom Boden auf, zusammen mit Staub und alten Zeitungen, und ließ es um die Ecke eines Schuppens flattern. Ich rannte dem Hut nach, doch

sobald ich dachte, nun hätte ich ihn, kam ein neuer Windstoß, so dass ich weiterrennen musste. Dadurch versäumte ich die Ankunft der anderen Familien, die wie wir wegen der Kinder gekommen waren und sich nun um die Erzieherin scharten. Diese hielt eine Liste in den Händen, und während ich linkisch neben ihr stand, ihren Hut in der Hand haltend, verlas sie Namen: van Wyk ... Biljoen ... Borchardt ... Van Niekerk ... Dutoit ... Verster ... Bekannte Namen. Bekannte Gesichter. Man begrüßte sich, unterhielt sich, war erfreut, sich zu sehen. Gesehen zu werden. Schließlich war man hier, um eine gute Tat zu verrichten.

Ich hörte das Gemurmel. »Wie brav sie sind.« Ja, die Deutschen hatten gewusst, was es hieß, eine Nation zu erziehen. Schlimm, dass es so gekommen war. Ihr Führer hatte die richtigen Ideen gehabt, er war genial gewesen, auch als Kriegsführer, aber was konnte er tun gegen die *verdomde engelse*, die sich die mächtigen Amis als Verbündete geholt hatten. Dieser Roosevelt, war der nicht sogar Jude?

Keiner von uns hatte den Krieg gegen die Deutschen unterstützt, den britischen Krieg, denn so hatten wir ihn empfunden. Unseren hatten wir ja endlich gewonnen. Seit mehreren Monaten war unsere Partei, die Nationale Partei, die NP, an der Macht. Die Briten – die englischsprachigen Landsleute – hatten ausgespielt. Hatten nun doch nach 46 Jahren den Burenkrieg verloren. Ihr Freund, der Verräter Premier Jan Smuts, einstiger Burengeneral, war in der Wahl besiegt worden. Nun waren wir und die NP dran. Konnten unseren deutschen Freunden helfen.

Je einer aus den genannten Familien trat zu der Frau, die auf ein Kind wies, das sofort aus der Reihe trat, sich verbeugte oder knickste, je nach Geschlecht. Die Erzieherin stellte sie vor, ich hörte Namen wie Ulrich, Hagen, Adolf,

Wolfgang, Siegfried, Hassel, Ulrike, Gerlinde, Herta, Gudrun, Hilde . . . Ich vernahm keinen aus der Bibel, wie bei uns.

Nach und nach waren sie aufgeteilt, war jedes Kind von Erwachsenen umgeben, waren alle in einem eckigen Gebäude verschwunden, wo Formalitäten erledigt werden sollten. Ich übergab der Erzieherin den Hut, sie bedankte sich mit einem freundlichen Lächeln, dann eilte auch sie in das Haus.

Nur Pa und Ma standen noch auf dem Platz. Ma trug den Koffer, den die uniformierte Frau zuvor in der Hand gehalten hatte. In einiger Entfernung vor ihnen das kleine Kind. Es stand auf wackligen Beinen, blickte nicht zu Boden, sah auch nicht auf die Hand, die Pa ausstreckte, als er sagte, sie gehöre nun zu uns. Ma hauchte ein leises Willkommen, wartete wie immer auf Pas Anweisungen.

Der Wind wühlte diesen Augenblick, sich zu einer Spirale zu winden, das Kind zu umhüllen, als ob er es von uns wegziehen wollte. Ich sah, wie es ängstlich seinen Kopf in die Höhe reckte, den rechten Arm ausstreckte, sah es wanken, konnte zufassen, ehe es umfiel, meine Hände um den kleinen Körper legen und fest an mich ziehen. Dann nahm ich das Mädchen, denn es war ein Mädchen, auf meinen Arm und trug es zu Ma.

Pa nickte, kehrte sich von uns ab und ging mit seinen festen Schritten auf das Gebäude zu, die Kleine uns überlassend. Es ist zu schnell gegangen, beschwerte sich Ma, die Erzieherin sprach zu schnell, frag, wie sie heißt, ich hab's nicht richtig verstanden. Sie hatten mich mitgenommen, weil ich in der Schule Deutsch lernte. Blickte zum ersten Mal in die großen dunkelblauen Augen, deren Tiefe mich verblüffte, sah ein schmales, ovales Gesicht, umrahmt von zerzausten, hellen Locken. Die Haut war blass, sie